

René König

Der Mensch in der Sicht des Soziologen (1)

Obwohl die Soziologie seit ihren Anfängen, etwa bei Claude-Henri de Saint-Simon oder bei Auguste Comte, zugleich mit einem neuen humanitären Weltbild entstanden ist, bestreitet man ihr von mancher Seite noch immer, daß sie ein eigenes Menschenbild zu entfalten vermöge. Wenn wir über das Bild des Menschen in der Sicht des Soziologen sprechen, würde es daher von wenig Mut zeugen, wollten wir uns nicht von Anfang an dieser Behauptung stellen. Denn was wir auch immer über das Bild des Menschen in der Soziologie sagen wollten, es müßte doch so lange unwirklich bleiben, als wir den angeführten Verdacht nicht entkräftet haben. Denn hier ist tatsächlich ein zentrales Problem in der Selbstklärung der Soziologie gegeben, das immer wieder aufgegriffen werden mußte. Für unsere Gegenwart wurde diese Frage entscheidend neu gestellt durch die beiden wichtigsten Systematiker der modernen Soziologie, den Amerikaner Talcott Parsons und den Franzosen Georges Gurvitch. Der Verdacht, es gebe in der Soziologie kein Menschenbild, weil sie sich nur mit dem Allgemeinen, Institutionellen, Kollektiven befasse, geht ihrer Meinung nach auf eine falsche Problemstellung zurück. Deutlich sagt Parsons: »Die analytische Unterscheidung zwischen dem >Individuellen< und dem >Sozialen< kann nicht parallel laufen mit der anderen Unterscheidung zwischen den konkreten Gegebenheiten >Individuum< und >Gesellschaft<. Denn genauso wie die Gesellschaft in keiner Weise getrennt von den Individuen existieren kann, die sie aufbauen, kann auch das konkrete menschliche Individuum, wie wir es kennen, nicht allein in individueller Vorstellung aufgelöst werden; vielmehr gibt es eine soziale Komponente seiner »Persönlichkeit.«

Das gleiche war schon von Theodor Litt in einem berühmt gewordenen Büchlein von 1918 mit dem Titel »Individuum und Gemeinschaft« zum Ausdruck gebracht worden, als er vor der Trennung dieser beiden Größen warnte. Es kann sich nicht darum handeln, erst von menschlichen Wesen allgemein zu sprechen, unabhängig von der Gesellschaft, »die erst nachträglich

- 29 -

eine Verbindung anknüpfen«. Vielmehr sind die Menschen das, was sie sind, »nur kraft solcher Verbundenheit und Abgestimmtheit ihres lebendigen Füreinander«. So kann man durchaus von einem »Eigenrecht der Gesellschaft« sprechen, das in keiner Weise dem Eigenrecht des Menschen widerspricht, sondern im Gegenteil dafür erst den Grund legt. Genau in diesem Sinne sprach auch Gurvitch, in bewußter Anlehnung an Litt übrigens, von einem »falsch gestellten Problem«, wenn man den Begriff des Menschen außerhalb der Dimension des Gesellschaftlichen suche. Damit ist aber entschieden, daß es für den Soziologen sehr wohl ein Bild des Menschen geben kann, selbst wenn sein wesentlicher Gegenstand zunächst das Kollektiv »Gesellschaft« ist. Wenn es aber nun relativ einleuchtend ist, daß Gesellschaft immer nur aus einzelnen Menschen bestehen kann, so scheint es schwieriger, die »soziale Komponente« der Menschperson zu verstehen. Da aber genau darin das soziologische Menschenbild begründet ist, wollen wir nun unsere Aufmerksamkeit ganz auf diese Frage konzentrieren. Allein damit kann der Verdacht wirksam entkräftet werden, es gebe kein spezifisch soziologisches Bild des Menschen. Dieses soziologische Menschenbild ist im übrigen in vielem dem Bild des Menschen in der Biologie und der Psychologie gleichgelagert. Man kann darum heute auch von einer wachsenden Einordnung der Soziologie in das allgemeine Konzert der Wissenschaften vom Menschen sprechen.

Obwohl heute die Zeit vorbei ist, in der man ganze Bibliotheken mit Büchern zum Thema »Individuum und Gemeinschaft«, »Person und Kollektiv« oder »Der Einzelne und die Gesellschaft« füllen konnte, so besteht doch noch für die Mehrheit unserer Mitbürger ein Gegensatz zwischen der Einzelperson und den gesellschaftlichen Ordnungen. Sie stellen sich unwillkürlich die Gesellschaft so vor, als bestehe sie primär aus Einzelpersonen, die erst sekundär auf irgendeine Weise zusammenwirken. Diese Auffassung wird noch dadurch nahegelegt, daß gewisse vereinfachende Vorstellungen der Kulturkritik den Einzelnen als einen emphatischen Wert in Gegensatz bringen zu den Massen der »Vielen«. Daraus erklärt sich auch der Erfolg bestimmter populärwissenschaftlicher Bücher, die ein allgemeines Verdikt gegen die Nivellierung des Menschen durch die Gesellschaft aussprechen und gleichzeitig auf eine höchst unklare Weise hoffen,

- 30 -

eine isolierte Persönlichkeitssphäre des Einzelnen retten zu können. Wer diese Bücher liest, wird unwillkürlich zu der Meinung verleitet: Die anderen, das sind die vielen und die Masse; ich aber bin jemand, der völlig unabhängig von diesen sozialen Zusammenhängen besteht, eine einzigartige Persönlichkeit.

Nun ist es gewiß richtig, daß jeder Mensch schon als biologische Einheit eine unverwechselbare Eigenheit besitzt. Auch in seinem Tiefenbewußtsein, in dem alle Erfahrungen der Vergangenheit unbewußt bewahrt werden, entfaltet sich ein einzigartiger Charakter, der seine Handlungen färbt. Aber das eigentliche Problem liegt gar nicht in der Frage nach der Einzigartigkeit. Bevor einer eine einzigartige Persönlichkeit sein kann, muß der Mensch zunächst überhaupt erst einmal eine Person im sozialen Sinne werden. Und von dieser sozial-kulturellen Person läßt sich sagen, daß sie sich niemals in einer abgelösten Isoliertheit vom gesellschaftlichen Prozeß ausbilden kann. Sie ist durch und durch Produkt eines weiterreichenden sozialen Prozesses. Daß dieses Produkt eines sozialen Prozesses überdies Züge einer unvergleichbaren Individualität aufweist, ist eine zweite Frage. Diese kann überhaupt erst im Zusammenhang mit dem Aufbau der sozial-kulturellen Persönlichkeit akut werden.

Damit zeigt sich, daß die oben erwähnten Gegensätze zwischen Individuum und Gemeinschaft, Einzelseele und Kollektivseele oder wie man sonst sagen will, falsch gestellte Fragen waren. Einen solchen Gegensatz kann es schon darum nicht geben, weil überhaupt erst aus dem bestimmten Charakter des sozialen Systems, in dem einer aufwächst, sich entscheidet, welche Art von Person er wird. Das gilt keineswegs nur im allgemeinen Sinne, sondern läßt sich höchst konkret zeigen. Rein biologisch gesehen wäre ein neugeborener Mensch kaum in der Lage, auch nur wenige Stunden zu leben; im Gegensatz dazu sind die meisten Tiere bei der Geburt schon so weit ausgebildet, daß sie mit unverhältnismäßig wenig Pflege heranwachsen können. Der Mensch dagegen könnte ohne soziale Tradition und ohne Mitwirkung der Gruppe Familie überhaupt nur ein paar Stunden leben. In dieser Familie wird er zunächst ganz allgemein zum sozialen Wesen herangebildet. Sie macht ihn fähig, auf bestimmte Reize von außen auf eine geordnete Weise zu reagieren, sie bringt ihn durch Lob, Tadel und Strafe in eine bestimmte

- 31 -

Form, welche die umgebende Gruppe als die richtige anerkennt. Erst durch die Familienerziehung wird eine Kontinuität des Verhaltens erreicht, die mehr oder anders ist als das bloße Reagieren auf Reize. Der neugeborene Mensch erhält von den Erwachsenen nicht nur ein automatisch ablaufendes Training habitueller Natur; vielmehr wird ein umfangreicher Erfahrungsschatz von zusammenhängenden Normen des Verhaltens auf ihn übertragen. Sie strukturieren dann auch sein Verhalten, geben ihm eine mehr oder weniger durchgehaltene Einheit und ein sinnvolles Gefüge, das gleichzeitig bis zu einem gewissen Maße in Übereinstimmung steht mit den Verhaltensnormen der Umwelt.

Es bleibt aber nicht bei der Einwirkung der Familienumwelt auf den Menschen. Vielmehr öffnet sich unmittelbar als Reaktion auf diesen Gestaltungsprozeß eine eigenartige Ansicht von der Umwelt und seiner selbst. Es ist nun entscheidend zu wissen, daß sich dem Neugeborenen in der Auseinandersetzung mit seiner Familie die Welt keineswegs nur in einer Reihe gleichförmiger und nivellierter Erscheinungen darstellt, sondern sie erscheint ihm z. B. aufgeteilt in Kinder und Erwachsene, die Erwachsenen wiederum sind aufgeteilt in Menschen zweierlei Geschlechts, die ihm nicht nur Vater und Mutter sind, sondern gleichzeitig in der weiteren Gesellschaft ganz bestimmte Rollen zu spielen haben. So ist es gewiß richtig, daß sich diese ertümliche Familienbindung durch eine ungewöhnliche Wärme auszeichnet, die einen sehr persönlichen und intimen Charakter besitzt; andererseits werden aber in ihr sofort gesellschaftlich-strukturelle Beziehungen sichtbar. Im Gegensatz zur landläufigen Meinung sind diese sozialen Beziehungssysteme nicht etwa ein gleichförmiger und ungegliederter Komplex, sondern weitgehend durchgegliedert nach verschiedenen Funktionen oder Rollen. Sie werden übrigens mit dem Fortschreiten der Entwicklung des Menschen, das heißt mit der Ausweitung seines Erfahrungsfeldes, immer vielfältiger, bis er sie in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit kaum mehr übersehen kann.

Gleichzeitig erweist sich, daß diese sozialen Beziehungen im wesentlichen institutionellen Charakter haben, da ja die Familie, in der einer aufwächst, nicht einfach eine zufällige Zusammenfügung von Mann, Frau und Kindern ist, sondern aus einem

- 32 -

gesamtgemeinschaftlich geregelten Verfahren erwächst, das einen deutlich ausgeprägten institutionellen Charakter hat. Partnerwahl, Verlobnis, Heirat, die Pflichten der Ehegatten untereinander und zu ihrer Nachkommenschaft, all das ist in bestimmten Sätzen festgelegt, die von Generation zu Generation weitergegeben werden und die nicht willkürlich verändert werden können. Je wichtiger eine soziale Gruppe für das Ganze der betreffenden Gesellschaft ist, desto fester sind die entsprechenden Institutionen ausgebildet. Es liegt auf der Hand, daß die Familie eine solche Institution von größter Bedeutsamkeit darstellt. So wird es uns auch nicht wundern, daß wir überall in der menschlichen Gesellschaft, ob primitiv oder hoch entwickelt, die Institution der Familie vorfinden, selbst wenn sie in verschiedenen Gesellschaftssystemen verschiedene Formen annimmt. Ihre Funktion bleibt aber überall die gleiche: der Aufbau der sozialkulturellen Persönlichkeit der neuen Generation. In diesem Aufbauprozeß erhält nicht nur der Neugeborene eine Verhaltensstruktur übermittlelt, sondern er macht auch seinerseits Erfahrungen mit seiner sozialen Umwelt, in denen sich sein Bild vom Mitmenschen und seiner selbst aufbaut. So hat man auch sagen können, daß die Problematik der Familie für den Soziologen nicht einen beliebigen Gegenstand neben anderen darstellt. Vielmehr eröffnet sich gerade von hier aus das Menschenbild des Soziologen mit besonderer Eindringlichkeit. Umgekehrt heißt es, daß der Zustand der Familie bei einer besonderen Gesellschaft in einem bestimmten Zeitalter wesentlich über die Gestalt des Menschen in dieser Gesellschaft entscheidet.

So begegnet also der Mensch von der ersten Minute seines Lebens ab gesellschaftlichen Institutionen, ohne die seine Person sich gar nicht ausbilden kann. Wir möchten geradezu sagen, daß er sogar schon vor seiner Geburt der Einwirkung solcher Ordnungen unterworfen ist, denn es ist in kaum einer Gesellschaft gleichgültig, wer z. B. mit wem die Ehe eingeht. Es besteht gewissermaßen eine Art von sozial-strukturell vorbestimmtem Rahmen, innerhalb dessen allein die zukünftigen Ehepartner zusammenkommen können. So zeigt sich, daß die Partnerwahl zumeist im Rahmen der gleichen sozialen Klasse und überhaupt aus relativ gleichgestalteten Werthorizonten erfolgt. Man spricht hier von sozialer und kultureller »Homogamie«, die selbstver-

- 33 -

ständig niemals absolut, sondern immer nur relativ und beweglich sein kann. Damit wird selbstverständlich auch die Art der Nachkommenschaft in etwa vorherbestimmt. Darüber hinaus kann man auch noch von einer Einwirkung der Gesellschaft auf die vorgeburtliche Existenz des Menschen insofern sprechen, als er je nach dem Kultur- und Wirtschaftssystem verschiedenen Belastungen ausgesetzt ist. In einer Gesellschaft, in der die Frauen bis kurz vor der Niederkunft schwer arbeiten müssen, muß die Entwicklung der menschlichen Frucht einen ganz anderen Verlauf nehmen als dort, wo die werdende Mutter von einem vielfältigen Pflege- und Schonsystem umgeben ist. In den verschiedenen sozialen Klassen ist regelmäßig die Pflege der schwangeren Frau verschieden, woraus sich Verschiedenheiten in der körperlichen Verfassung der Neugeborenen ergeben; es ist altbekannt, daß die Körpermaße jener Säuglinge und Kinder, die in Gruppen mit regelmäßiger Unterernährung geboren werden, andere sind als bei Kindern aus Mittel- und Oberklassen. So könnte man sagen, daß nicht nur die Existenz des Menschen schon vor der Zeugung von mannigfaltigen sozialen Gegebenheiten bestimmt ist; auch seine biologische Existenz unterliegt bereits in den ersten intra-uterinen Entwicklungsphasen zahllosen sozial-kulturell bedingten Einflüssen. So ist der Mensch vielleicht nicht einmal im Moment der Zeugung, geschweige denn bei der Geburt ein reines Naturwesen.

An dieser Stelle ergeben sich übrigens äußerst interessante Probleme, die den Zusammenhang zwischen der engeren Familienordnung, der Entstehung der sozial-kulturellen Person und weiteren Gesellschaftsordnungen oder Institutionen deutlich sehen lassen. So gut wie jede Gesellschaft kennt Regeln, die besonders streng die Geschlechtsbeziehungen zwischen Menschen verbieten, die einander verwandtschaftlich nahestehen. Man nennt das die Inzest-Tabus, also das Verbot der Blutschande. Damit werden ganz bestimmte Formen der Nachkommenschaft von Anfang an ausgeschlossen. Nahverwandtschaft muß dabei nicht immer in unserem Sinne aufgefaßt werden, etwa als die Verwandtschaft zwischen Eltern und Kindern oder zwischen Geschwistern. Es kommt nur darauf an, daß bestimmte Personen im gesamtgesellschaftlichen Bewußtsein als nahe Verwandte angesehen werden (unbeschadet ihres biologischen Verwandtschafts-

- 34 -

grades), damit die Ehe zwischen ihnen verboten sein kann. Wir sagen dies, um bestimmte biologische Deutungen dieses Verhaltens von Anfang an auszuschalten. Diese meinen etwa, daß die primitive Menschheit eine Art von Wissen über die ungunstigen Folgen der Inzucht gehabt und darum die Geschlechtsverbindung von nahen Verwandten verboten habe. Das ist aber keineswegs der Fall. Zunächst dürfte diese Behauptung schon rein biologisch nicht stimmen, wie viele Untersuchungen zeigen. Dann aber liegt das ganze Schwergewicht auf der soziologischen Verwandtschaft, die, je nachdem, sexuelle Beziehungen erlaubt oder streng verbietet. Dabei läßt sich sehr leicht der Sinn dieser Regelungen zeigen, wenn man nur die Konsequenzen bedenkt.

Nach unserem Verwandtschaftssystem wäre etwa ein Kind, das aus der Ehe von Vater und Tochter hervorgeht, sowohl das Kind wie die Schwester bzw. der Bruder dieser Tochter. Das hätte also eine fundamentale Unklarheit über die gesellschaftliche Position des betreffenden Wesens zur Folge; solche Vereinigungen werden darum von der Gesellschaft insgesamt abgelehnt. Andererseits zeigt sich deutlich, wie diese Verbote auf eine Ordnung hinweisen, die sich zwar durch die Familie entwickelt, dieser aber grundsätzlich übergeordnet ist. Das ist die eigentliche gesamtgesellschaftliche Ordnung mit ihren Institutionen. So werden die Menschen immerfort getrieben, aus dem engsten Kreis der Familie auf dem weiteren Feld der Gesellschaft ihre Ehepartner zu suchen. Sie öffnen sich gleichzeitig auch aus diesem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang einer Fülle von Einflüssen, die für den weiteren Aufbau ihrer sozial-kulturellen Persönlichkeit durchaus entscheidend ist.

Dieser Umstand führt übrigens von Anfang der menschlichen Kulturentwicklung an zu einer Art von Konflikt oder Konkurrenz zwischen der Familie und der Gesamtgesellschaft. An und für sich könnte man sich ja vorstellen, daß die Familie dann am festesten gefügt wäre, wenn sie sich immer wieder aus sich selbst erneuerte, also durch Inzucht. Dann könnte kein Einfluß von außen die intime Integration der Familie

stören, was wiederum für die Stabilität und Sicherheit der Familienerziehung ein großer Vorteil wäre. Gerade dies ist aber in der Entwicklung der Menschheit nicht der Fall. Durch das Inzest-Tabu ist der Mensch offenbar schon sehr früh darauf verwiesen worden, außerhalb

- 35 -

seiner Stamm- und Ursprungsgruppe seinen Ehepartner zu suchen. So werden denn auch in der Familienerziehung nicht nur Familientraditionen, sondern gleichzeitig allgemein gesellschaftliche Normvorstellungen übermittelt. Diese Einsicht ist wiederum von wesentlicher Bedeutung für das soziologische Menschenbild. Sie zeigt, daß der Mensch von Beginn seiner Existenz an nicht nur in einer einzelnen Gruppe aufwächst, die für sich eine isolierte Existenz hätte, sondern gewissermaßen in einer Spannung zwischen der engsten Gruppe Familie und der Gesamtgesellschaft. Zwischen beiden Extremen bauen sich noch viele andere Gruppen ein. So wiederholt sich der sozial bedingte Aufbau der sozial-kulturellen Person in vielen verschiedenen Gruppenmedien, von der Geburt bis zum Tode des Menschen.

Was für die Familie gilt, trifft also auch in weiteren Zusammenhängen zu. Wir haben die Familie nur als Beispiel gewählt, allerdings als ein besonders illustratives Beispiel. Das gleiche läßt sich an anderen Gruppen zeigen. Man muß dazu nur die Frage aufröhlen, wie denn ein Mensch, der irgendeine gesellschaftliche Gruppe von außen betrachtet, diese wahrnimmt. Nach der Auffassung, die, wie oben gesagt, Individuum und Gemeinschaft, Person und Kollektivität einander entgegengesetzt, müßte eine solche Gruppe zunächst als eine Reihe von einzelnen, isolierten Menschen erscheinen. Es ist aber fraglich, ob diese Auffassung wirklich zutrifft, ob sie nicht eine künstliche Schablone darstellt, die den eigentlichen Tatbestand völlig verschleiert. Selbstverständlich sieht der Beobachter, daß eine Gruppe aus mehr oder weniger vielen Menschen besteht. Sie ist groß oder klein. Aber diese Erfahrung löst sich keineswegs auf in eine aneinanderreichende Wahrnehmung von soundso vielen einzelnen Personen, vielmehr umfaßt sie den gegebenen Zusammenhang gewissermaßen global. Er wirkt wie eine Gesamtgestalt. Wenn man diese nachträglich in einzelne Einheiten auseinanderlegen will, so kann man das gewiß tun; das zerstört aber gerade die ursprüngliche Wahrnehmung des Zusammenhangs und läßt am Schluß nur künstlich abstrahierte Schemata zurück. Ein solches Vorgehen ist aber keineswegs statthaft, und zwar schon darum nicht, weil es das Wesentliche der gegebenen Gruppe verpaßt.

Warum ist denn eine Gruppe eine Einheit? Doch nicht deswegen,

- 36 -

weil viele Einzelne nebeneinanderstehen, sondern nur darum, weil etwas zwischen ihnen geschieht. Eine Mauer aus Ziegelsteinen besteht aus einer Vielheit von Einheiten, sie ist darum aber noch lange kein sozialer Zusammenhang. Die große Paradoxie des sozialen Daseins liegt darin, daß wir in den sozialen Zusammenhang fest eingebunden sind; er umgibt uns überall in unserem Leben, auch in der letzten Einsamkeit, mit bestimmten Regeln, die wir zu befolgen haben. Trotzdem können wir dies aber nicht mit Händen greifen. Nur wenn wir diese Regeln nicht befolgen, spüren wir sofort Unruhe, eine gewisse Beschämung, eine Spannung, die nach möglichst schnellem Ausgleich drängt. Der soziale Zusammenhang, der sich ganz und gar im Zwischenmenschlichen abspielt, ist also nirgendwo mit Händen zu greifen, aber dennoch unabweisbar vorhanden, wie wir deutlich an seinen Wirkungen erkennen, ganz besonders, wenn wir uns von ihm zu entfernen versuchen.

Wenn wir also eine solche Gruppe vor uns sehen, kommt es darauf an, diesen unsichtbaren Zusammenhang zu erfassen. Obwohl er nicht mit Händen zu greifen ist, wie wir eben sagten, bleibt er dennoch nicht unfaßbar. Denn wir sehen ganz unmittelbar die Rollen, welche die Einzelnen in dieser Gruppe zu spielen haben. In der Familie z. B. ist es die Rolle als Vater und Mutter, als Ernährer und Hausfrau, als Gatte und Erzieher. In anderen Zusammenhängen gibt es andere Rollen, und alle diese Rollen haben die Eigentümlichkeit, komplexe Zusammenhänge auszubilden, die gemeinhin in den betreffenden Gesellschaften mehr oder weniger deutlich definiert sind. Solche Definitionen sind z. B. die Begriffe der Familie, aber auch die vielen Vorstellungen von wirtschaftlichen Handlungen, Berufsformen, rechtlichen Ordnungen, herrschaftlichen Beziehungen usw.

Mit einem Wort: Die Rolle lokalisiert den Menschen in der Gesellschaft; sie sagt uns etwas Wesentliches aus über seine Funktion. Und der Zusammenhang dieser Funktion ist regelmäßig in einer Institution niedergeschlagen, aus der sich die vielen Einzelregelungen herleiten, die das Verhalten bestimmen. So bedeutet etwa die Familie nicht nur eine Art von Beziehungen zwischen den Menschen, sondern einen ganzen Komplex von Beziehungen, die sich in viele Einzelaspekte auseinanderlegen lassen. Durch sie wird der Status eines Einzelmenschen im sozialen

- 37 -

Zusammenhang genau angedeutet, wie auch die Möglichkeiten seines Verhaltens umschrieben werden. Das gleiche gilt für den Beruf und andere Verhaltenssysteme. Jede gesellschaftliche Institution bestimmt also nicht nur die Position eines Menschen in einem gegebenen Zusammenhang, sondern sagt auch etwas aus über sein Verhalten, indem sie bestimmte Rollen definiert. Die Rolle ist weiter nichts als der dynamische Aspekt des sozialen Status (Ralph Linton); beide fließen in dem Begriff Institution zusammen. So ist also ein unentrinnbarer Zusammenhang gesetzt zwischen dem Verhalten des Einzelnen und den Institutionen der Gesellschaft. Damit ist ganz eindeutig gezeigt, daß jene Antithesen, von denen wir unseren Ausgang nahmen, am Kern des Problems vorbeigehen.

Wenn nun früher in bestimmten älteren Schulen der Soziologie eine gewisse Tendenz dazu herrschte, die Aufmerksamkeit ganz und gar auf die sozialen Institutionen zu konzentrieren, so ist das heute im wesentlichen überholt. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß eine institutionelle Ausrichtung des soziologischen Denkens keineswegs darum die spezifischen Probleme der Persönlichkeitsgestaltung aus den Augen verlieren muß. Wir kehren noch einmal zu unserem Beispiel von der Familie zurück, weil sich hieran die Probleme besonders deutlich illustrieren lassen. Auf der einen Seite finden wir in jeder Gesellschaft Gesetze. Diese sind unter Umständen sogar in Gesetzbüchern zusammengefaßt, in denen genau definiert wird, wer mit wem die Ehe eingehen darf, welches die Wirkungen der Ehe sind, welches die Funktionen, Rechte und Pflichten der Ehegatten, der nahen und ferneren Verwandtschaft und der Kinder sind. Das ist gewissermaßen der institutionelle Rahmen der Familie, der jedem in dieser Gruppe einen festen Platz anweist. Dieser Platz, auch als Status oder soziale Position bezeichnet, eröffnet dem Einzelnen virtuell eine ganze Menge von Möglichkeiten, die seine Entscheidungen im einzelnen Falle leiten können. So gibt es etwa Bestimmungen über väterliche Autorität, eheherrliche Gewalt, Schlüsselgewalt, Erziehungsberechtigung, Vormundschaft usw. Sie vereinigen eine Reihe von Bestimmungen in sich, wie in einem gegebenen Falle richtig zu handeln ist. Richtiges Handeln heißt dabei nicht Handeln im Sinne einer allgemeinen Sittenlehre, sondern dasjenige Handeln, das in der betreffenden Ge-

- 38 -

sellschaft als erwünscht und von der Öffentlichkeit anerkannt angesehen wird. Die Sätze des geschriebenen Rechts pflegen sich aber zumeist fortzusetzen in einer Fülle von Vorschriften der Sitte, die den allgemeinen Rechtsregelungen sowohl feinere Nuancen geben, als auch Regelungen darbieten, wo das Gesetz etwa Lücken aufweist. Dies geschieht regelmäßig da, wo neue Situationen auftauchen, die beim ursprünglichen Entwurf des Gesetzes noch nicht vorhanden waren.

Damit allein ist schon angedeutet, daß die Frage des tatsächlichen Verhaltens getrennt werden muß vom allgemeinen Status. Der Status

plaziert zwar ein Individuum mit seinen möglichen Entscheidungen in der Gesellschaft; aber davon getrennt ist dann doch das tatsächliche Verhalten, das nicht immer diesen Regelungen genauestens folgt, sondern zumeist die Möglichkeit einer gewissen Abweichung hat. Man könnte sogar sagen, daß das soziale Verhalten grundsätzlich niemals hundertprozentig regelgerecht ist. So wahr nämlich jedes Individuum eine biologische Variante darstellt und so wahr es seine Erfahrungen jeweils auf eine persönliche Weise macht, muß auch zugestanden werden, daß alles tatsächliche Verhalten mehr oder weniger abweicht von der gesetzten Regel des Rechts oder der Sitte. Wir können auch sagen, daß sich hierin die Spontaneität gesellschaftlicher Erscheinungen auswirkt, die zukunftsfruchtig immerfort Neues entwickeln. Denn eine völlig konforme Gruppe wäre im Grunde zur völligen Erstarrung verdammt. So zeigt sich gewissermaßen ein Freiheitsraum im Rahmen der gesellschaftlichen Institutionen selber, in dem das jeweilige tatsächliche Verhalten seine eigenartige Prägung erhält. Andererseits muß aber immer wieder betont werden, daß sowohl die allgemeine Prägung des Verhaltens wie die Formen der Abweichung von der richtigen Regel nur erfaßt werden können, wenn wir die allgemein institutionelle Ordnung voraussetzen. Ohne diese gibt es überhaupt weder eine Rolle noch einen Status, aber auch kein regelgerechtes und kein abweichendes Verhalten für das Individuum.

Die moderne Soziologie spricht von einem Sozialisierungsprozeß, wenn sie das tatsächliche Hineinwachsen eines Menschen in dieses System von Institutionen, Rollen und sozialen Positionen im Auge hat. Dieser Begriff ist wiederum von zentraler Bedeutung

- 39 -

für das Verständnis des Menschenbildes in der Soziologie. Danach ist der Mensch als biologisches Wesen eine reine Möglichkeit: Er wird, was er sein kann, erst durch einen mehr oder weniger umfangreichen Prozeß der Einführung in das Regelspiel, das für eine bestimmte Position bedeutsam ist. Das gilt nicht nur für das Kind, sondern auch für den Erwachsenen, sofern er in neue Situationen kommt oder in neue Funktionsbereiche. Immer wieder muß er in einem Prozeß der Initiation lernen, sich in dem neuen Kreise zu beweisen und neue, angemessene Verhaltensmuster zu entwickeln. Dabei erstehen auch immerfort Möglichkeiten des abweichenden Verhaltens, wie auch die überkommenen Regeln eine eigenartige Ausprägung erfahren, die mit der sozialen Lebensgeschichte des Menschen entschieden ist.

So entfaltet sich das persönliche Verhalten gewissermaßen in einer Dialektik zwischen den Institutionen und den erwähnten Formen des abweichenden Verhaltens. Gerade dabei zeigt sich aber sehr deutlich, wie der Gegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft verschwindet. In der Familie etwa wird das Kind gelobt, wenn es sich richtig verhält, und getadelt, wenn es sich falsch verhält. Jedes einwandfreie Verhalten hat eine Anerkennung durch die Umwelt und eine entsprechende Befriedigung beim Beteiligten, der seine Bemühungen durch Anerkennung belohnt findet, zur Folge. Im umgekehrten Falle lastet der Druck der allgemeinen Mißbilligung auf ihm und ruft bei ihm entsprechende Gefühle des Abgelehntwerdens oder Isoliertseins hervor, die sich unter Umständen zu Zuständen erhöhter Angst steigern können. So stark wird also das subjektive Empfinden einer Abweichung von objektiven Regeln. Freilich tut sich hier eine Dimension auf, die grundsätzlich verschieden ist von der soziologischen Ebene einer rein institutionellen Betrachtungsweise. Schamgefühle, Schuldgefühle, Gefühle der Isolierung und des Ausgeschlossenseins, die entweder Angst oder Angriffslust auslösen, sind Grundverhaltensweisen von Personen jenseits aller institutionellen Zusammenhänge. Sie wandeln sich allerdings nach Maßgabe ihrer Angepaßtheit oder Nichtangepaßtheit an die anerkannten Regeln. Die Auflösung des Gegensatzes zwischen Individuum und Gemeinschaft muß also in keiner Weise die Sphäre der Innerlichkeit ausschalten, in der in spezi-

- 40 -

fischer Weise auf äußere Regelungen reagiert wird, die ihre eigene Gesetzlichkeit haben.

Die moderne Soziologie hat einen eigenen Terminus eingeführt, um die »Verinnerlichung«, diese innere Aneignung der sozialen Normen, zu bezeichnen, mit der der Mensch selber in Stand gesetzt wird, zu unterscheiden, was gut und was böse ist. Sie spricht hier von »Internalisierung« der Normen. Das heißt, im Laufe des Sozialisierungsprozesses werden die Normen, die mir im objektiven sozialen Geschehen entgegenkommen, zu den subjektiven Maximen meines Verhaltens. »Sozialisierung« bedeutet also die im Innern sich vollziehende Verschlingung von subjektivem Wollen und objektiven gesellschaftlichen Normen. Unter keinen Umständen darf dies aber im Sinne eines spiegelbildlichen Reflexes der objektiven Normen in der Subjektivität der Einzelexistenz verstanden werden. Eine solche spiegelbildliche Entsprechung, die der Ausdruck des reinsten Konformismus wäre, gibt es nicht; es kann sie auch gar nicht geben, so wahr im Laufe der persönlichen Lebensgeschichte immer wieder einzigartige Varietäten der geltenden Formen entstehen, die der Ursprung aller sozialen Spontaneität sind. Diese ist aber wesensmäßig unvergleichbar mit allem Bestehenden.

In dieser Wendung drückt sich besonders deutlich der heutige Zustand der Sozialpsychologie aus. Früher war diese im Grunde weiter nichts als eine Soziologie im Kleinen, die also nur die institutionelle Analyse in Begriffen des persönlichen Verhaltens wiederholte. Heute ist dagegen das Unzureichende einer solchen Darstellung klargeworden. Dabei tritt gerade das Problem, auf das es uns hier ankommt, in besonderer Klarheit hervor. Die Position eines Menschen im gesellschaftlichen Zusammenhang, die von ihm erwarteten Verhaltensweisen und damit die Rollen, die er alltäglich zu spielen hat, laufen regelmäßig in institutionelle Gesamtvorstellungen zusammen. Andererseits zeigt sich, daß ein völlig konformes Verhalten unmöglich ist. Genau wie soziales Dasein sich nur in bestimmten Regelvorstellungen erfüllt, so ist auch gleichursprünglich eine dauernde Abweichung von den gesetzten Regeln gegeben, die nicht nur individuell bedingt ist, sondern gleichzeitig ein weiteres Element der sozialen Spontaneität und damit des sozialen Wandels darstellt. Im Rahmen des Abstands zwischen dem institutionell vorgezeich-

- 41 -

neten Schema für Status und Rolle eines Individuums und seinem tatsächlichen Verhalten eröffnet sich eine eigene Dimension, in der die persönliche Dynamik zwar ein Echo allgemeiner Ordnungen ist, aber diese dennoch dauernd und regelmäßig überflutet. Wir erfahren diese Differenzierung besonders in den Abweichungen vom geregelten Verhalten, wobei gleichzeitig sehr spezifische psychische Verhaltensweisen sichtbar werden, die mit den institutionellen Ordnungen nichts zu tun haben.

Damit allein ist angedeutet, daß die Institutionen der Gesellschaft, obwohl sie das Verhalten der Einzelnen wesentlich bestimmen, dennoch die Möglichkeit haben, sich von der Dimension des wirklichen Geschehens völlig zu entfernen. Man sagt dann, daß sie autonom werden, eine eigene Gesetzlichkeit entwickeln, die durch die subjektiven Beweggründe des Einzelmenschen nicht mehr erreicht wird. Die Chance zu dieser Entwicklung ist immerfort gegenwärtig, und zwar genau im gleichen Maß, wie das tatsächliche Verhalten des lebendigen Menschen immer etwas von den vorgeschriebenen Wegen abweicht.

Es liegt ja im Wesen der Institution beschlossen, daß sie nicht nur über dem Wandel Beharrungsvermögen beweist, sondern daß sie überdies innerlich nur schwer beweglich ist. Da sich außerdem regelmäßig in den zentralen Institutionen einer Gesellschaft zentrale Bedürfnisse dieser Gesellschaft niederschlagen, besteht auch ein feststehendes und intensives Interesse, ein »vested interest«, bestehende Institutionen nicht zu verändern. Das Beharrungsvermögen verleitet wachsend zum Schematismus. Das faktische Teilnehmen der Individuen am institutionellen Geschehen bietet allerdings ein gewisses Regulativ gegen diese immer drohende Erstarrung. Es muß aber auch zugestanden werden, daß diese Kristallisationsvorgänge der Institutionen allmählich ein solches Ausmaß erreichen können, daß sie grundsätzlich von der persönlichen

Motivation des Einzelnen nicht mehr erreicht werden können.

Dieser Zustand bringt uns vor den schwierigsten Teil der modernen soziologischen Theorie, nämlich die Lehre vom sozialen Wandel. Es ist leicht einzusehen, welche unerhörten Schwierigkeiten vor dieser Lehre stehen, wenn man noch einmal alles vorher Gesagte überdenkt. Wenn das soziale Geschehen tatsächlich überall von Regelungen getragen wird, die eine Tendenz

- 42 -

nach Beharrlichkeit haben, dann wird der entscheidende Zug des sozialen Wandels, nämlich der Wandel selber, fast unerklärlich. Wir finden dementsprechend in der älteren Soziologie regelmäßig ein Auseinanderklaffen der Theorie in eine soziologische Statik einerseits und eine soziologische Dynamik andererseits. Damit wird deutlich die bestehende Schwierigkeit zum Ausdruck gebracht, die einen wesentlichen Gegenstand der heutigen soziologischen Diskussion darstellt. Diese Diskussion hat übrigens ihre lange Geschichte und geht ebenfalls auf die Gründer der europäisch-kontinentalen Soziologie, Saint-Simon und Comte, zurück. Erst damit wird das Menschenbild der Soziologie ganz verständlich, das - wenn ich einmal überspitzt so sagen darf - gleichzeitig konservativ und progressistisch ist. Das gilt nicht nur gegenüber der Geschichte, indem etwa Saint-Simon gleichzeitig ein Geschöpf der Französischen Revolution war und sie zu überwinden suchte; sondern das gilt gerade auch allgemein-philosophisch für die Bestimmung des Menschenbildes zwischen den extremen Möglichkeiten der Erstarrung im institutionellen Konformismus einerseits und der völlig frei aufsteigenden sozialen Spontaneität andererseits, die alle Rahmen zerbricht. Je nachdem finden wir demzufolge in der Soziologie ein Menschenbild, das zu Zeiten mehr die Ordnung, zu anderen Zeiten mehr die Bewegung und die Indetermination betont. Das führt uns noch zu einer letzten Überlegung.

Wenn es schon erklärlich ist, daß immer und überall abweichendes Verhalten in zahlreichen Abschattungen auftreten muß, so fragt es sich zum Schluß, ob wir im sozialen Wandel etwa einfach eine Häufung solcher individuellen Abweichungen zu erblicken haben oder eben nicht doch etwas anderes. Da der soziale Wandel im äußersten Fall die Form der Revolution annehmen kann, scheint uns die Alternative einigermaßen nahegelegt zu werden. Wir müßten dann einsehen, daß mit der quantitativen Häufung abweichender Verhaltensformen schließlich eine extreme Situation gegeben ist, bei der in der Auseinandersetzung zwischen menschlicher Spontaneität und den Institutionen der Selbstverlust des Menschen eine unmittelbare Gefahr wird. In dieser Situation pflegt die Soziologie immer wieder ihre radikale Seite hervorzukehren. Getreu ihrem humanitären Ansatz bei den Gründern, von denen wir in unserer

- 43 -

Darstellung ausgingen, wird die Soziologie in diesem Augenblick zur Kritik an den toten Gehäusen des sozialen Lebens, die den Zusammenhang mit der Gegenwart verloren haben, und greift zurück auf die dynamischen Kräfte der revolutionären Freiheitsidee, mit der sie aufgestanden ist. Sie tut dies allerdings nicht im Sinne jener Freiheit im Abgrund, die alle Ordnung aufhebt, sondern umgekehrt einzig in dem Sinne, um nach Abstreifung der verdorrten Institutionen den Weg zu einer neuen sozialen Lebensform zu finden. Das ist wiederum entscheidend für das Bild des Menschen in der modernen Soziologie. Auch im revolutionären Wandel wird er erst, was er sein kann, doch niemals im Sinne einer losgelösten Idee absoluter Freiheit, sondern immer nur als konkreter Mensch, der sich einzig in seinen Bindungen erfüllt, die in unausdenkbarer Weise immer neu auf uns zukommen. Allerdings tragen alle diese Bindungen ein immanentes Regulativ in sich, eben den Menschen selber, der nicht nur die Möglichkeit hat, die Normen der Gesellschaft zu den Motiven seines Handelns zu machen, sondern auch alle Institutionen zu zerbrechen, sowie sie die menschliche Würde verletzen. Das humanitäre Weltbild der Soziologie ist nicht nur realistisch, sondern zu Zeiten auch kritisch, und revolutionär, wenn die Voraussetzungen in Frage gestellt werden, unter denen die Soziologie einmal aufgebrochen ist.

- 44 -

Anmerkung

(1) René König (1965): Der Mensch in der Sicht des Soziologen. In: Soziologische Orientierungen. Vorträge und Aufsätze. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 29-44.

klaus-peter.schwitzer@rz.hu-berlin.de

zuletzt aktualisiert: 5.Mai.1998